

Das Leben im Wort

1926

★ *Schriftleiter: Paul Lindenberg* ★

1926

Onkel Kornblums schlimme Nacht

Roman von Magdaleua Eisenberg

(Nachdruck verboten.)

N in seinem behaglich ausgestatteten Arbeitszimmer saß der Spekulant und mehrfache Hausbesitzer Alfred Kornblum am Schreibtisch. Eine für den ersten Blick ganz elegante Erscheinung, die den äußeren Umständen durchaus entsprach.

Den kritischen Beobachter würde der glänzende, von nur wenigen wohlbehüteten und gepflegten Därcchen bedeckte Diplomatenschädel dieses Herrn und die Art, wie er sich würdevoll mit der schmalen, von einzelnen Sommerfröhen getönten blassen Rechten die Schläfen entlangzuführen pflegte, allerdings erkennen lassen, daß die Würde nicht nur dem großen Reichtum, sondern auch der Reihe von Jahren, die auf den schmalen Schultern lasteten, entsprach. Das letztere natürlich — unter uns gesagt.

Denn Herr Alfred Kornblum fühlte sich noch durchaus so in Form, daß er „es mit jedem Jüngling aufnehmen“ konnte. Er war Junggeselle. Nicht aus Prinzip, sondern aus einem gewissen angeborenen Egoismus war er an den Frauen vorübergegangen, ohne sich für eine bestimmte entschließen zu können. Dies wollte er aber jetzt nachholen.

Er tat einen Rückblick auf die hinter ihm liegenden 57 Jahre, lächelte zufrieden und wohlgefällig, wenn er daran dachte, mit wieviel materiellen Gütern und Gaben sie ihn gesegnet hatten trotz Krieg und Inflation, und meinte bei sich selbst, daß es nunmehr an der Zeit wäre, auch einmal die ideale Seite des Daseins zu leben.

Dazu gehörte unbedingt eine Frau. Eine, der man den Reichtum zu Füßen legte, um ihn gemeinsam zu genießen und sich gleichzeitig das geben zu lassen, was einem unter den Händen gleichsam unmerklich zerronnen war: Jugend und Schönheit.

Alfred Kornblum hatte bereits gewählt und war sich dessen bewußt, daß er bei der Wahl seiner Zukünftigen sich in jeder Hinsicht selber treu geblieben war. Der Gegenstand seiner Wahl war nämlich seine Nichte Ina Mohr, die Tochter seiner früh verstorbenen einzigen Schwester und seines ehemaligen, ebenfalls längst toten Sozjus Heinrich Mohr. Und Inas Vater hatte ihn — Alfred Kornblum — kurz vor seinem Tode zum Vormund seines einzigen Kindes und Verwalter ihres in Aktien angelegten umfangreichen Vermögens gemacht. Aber dann war später die Inflation gekommen, die wie ein Gewittersturm durch das Land brauste und den Unvorbereiteten und Schutzlosen Papier für Gold in die Hand spielte, um auch dieses als völlig entwertet weiterzuwirbeln wie dürre Blätter im Herbst.

Alfred Kornblum aber war klug gewesen. Er hatte nicht nur sein eigenes, sondern auch das Vermögen seines Münzels durch Devisenspekulationen und durch geeignete Maßnahmen unter Dach zu bringen gewußt. Und seinem ge-

wieigten Geldmachersinn war es gelungen, Inas Vermögen als durch die Inflation entwertet darzulegen, so daß er nach außen hin als der alleinige Besitzer alles in seinen Händen befindlichen Geldes dastand.

Nicht um Ina direkt zu betrügen, hatte er das getan. Sein Wohlgefallen an dem schönen goldblonden Mädchen hatte sich in den Wunsch gesteigert, sie als sein fleischlich und standesamtlich angetrautes Weib zu besitzen. Und wenn er ihr weiter nichts zu bieten gehabt hätte als ein Vermögen, das ebenso groß war wie ihr eigenes, so — das verhehlte er sich nicht — würde sie sich wohl schwerlich für ihn entschließen.

Denn Ina Mohr war, wie gesagt, schön und jung. Im Zaubers ihrer 20 Jahre war sie wie eine unberührte Blütenknospe, die, ohne es selber zu wissen, danach lechzte, der Sonne entgegenzublühen, und dazu würde sie sich den Onkel Alfred mit seinem scharfen, schmalen Diplomatengesicht nicht aussuchen, sondern einen jungen, bunten Schmetterling, der sie umgaukeln und umflattern müßte und küssen... oder einen allerliebsten gefühlvollen Frühlingsvogel, der ihr unzählige Liebeslieder zum Preis ihrer jungen Schönheit singen könnte.

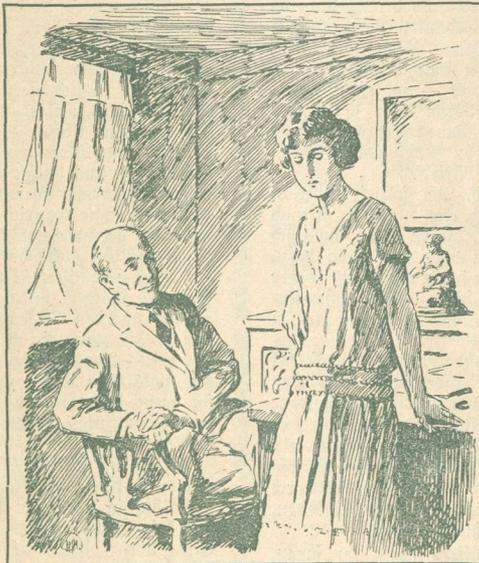
Alfred Kornblum konnte nicht singen. Er konnte auch nicht wie ein verliebter Falter hin und her flattern. Darum blieb er aber doch, was er war: der reiche Alfred Kornblum, der Mann, der einer jungen schönen Frau alles bieten konnte, was eben käuflich war und geeignet, den äußeren gehörigen Hintergrund für sie zu bilden.

Der Spekulant mochte eine kleine halbe Stunde gedankenvoll an seinem Schreibtisch gesessen und wie schon so oft über diese seine Pläne nachgesonnen haben, da wurde er aus seinen Gedanken durch einen leichten Frauenschritt aufgeschreckt.

Ina Mohr, seine Nichte, trat ins Zimmer und kam auf ihn zu.

Und Alfred Kornblum hätte mit seinen Gedanken nicht gerade bei dem liebsten seiner Wünsche geweilt haben müssen, um nicht sofort ganz im Banne ihrer jugendholden Erscheinung zu sein. Ina Mohr glich einer wohlgepflegten und wohlbehüteten Blume, die sich unbewußt zwang- und hemmungslos zu der ganzen ihr von der Natur bestimmten Schönheit entfalten kann. Und eine angenehme Charakterveranlagung kam dem Neuzeren zu Hilfe, holte dieses Neuzere vielleicht erst wie die Sonne die Farben der Natur völlig aus sich heraus.

Das goldgetönte Haar des jungen Mädchens lag in natürlichen Wellen anmutig um ein rosig zartes, lächelndes Gesicht und, so wenig poetisch Alfred Kornblum im allgemeinen war, es kam ihm, als er seine Nichte so vor sich sah,



unwillkürlich der Vergleich mit einem rosigen Frühlichtwölkchen, wie er es einmal im Konzert hatte besingen hören. „Nun, liebste Ina, was wünschst du?“ fragte er, nachdem er sie zum Niederstigen aufgefordert hatte. „Du siehst ja direkt feierlich aus.“

Ina Mohr sah an ihrem weißen spitzenbesetzten Kleide hinunter und errödete ein wenig. Sie schien sich sammeln zu müssen, um das, was sie sagen wollte, in diejenige Form zu kleiden, die am wenigsten peinlich sein möchte. Aber wie es so oft kommt, wenn man sich noch so kunstvolle Redewendungen zusammengebaut hat, im gegebenen Augenblick fallen sie mit Krach zusammen, und man selber fällt sozusagen mit der Tür ins Haus.

„Onkel Alfred,“ sagte Ina Mohr leise und, wie es schien, zaghaft, „ich wollte dich etwas fragen. — Du hast mir einmal gesagt, daß das Vermögen meines Papas durch die Inflation entwertet worden sei. Nun möchte ich gerne wissen, wieviel davon denn überhaupt noch für mich übriggeblieben ist.“

Kornblums hellbraune Augen bekamen einen rätselhaften Glanz.

„Seit wann spekulierst du denn, mein Herzchen? Das hast du doch gar nicht nötig und solltest du ruhig mir überlassen.“

Ina Mohr schüttelte den Kopf. „Immer kann ich doch nicht bei dir bleiben, Onkel Alfred,“ sagte sie ein wenig verlegen. „Und darum möchte ich gerne wissen, was ich eigentlich besitze, um — damit rechnen zu können.“

„Sieh, sieh,“ erwiderte der Onkel und drohte lächelnd mit dem Finger, „solche schweren Gedanken hätte ich gar nicht vermutet hinter der zarten Stirn. Aber glaub mir, Inachen, sie sind fruchtlos, und du solltest das Rechnen wirklich mir überlassen, weil für dich — ja, es ist so — nichts mehr zum Rechnen übriggeblieben ist.“

„Gar nichts?“ rief das junge Mädchen fassungslos und heftete ihre großen grauen Augen in maßlosem Staunen auf den Onkel. „Gar nichts, Onkel Alfred?“

„Inachen,“ sagte er begütigend, „du solltest es nicht nötig haben, so zu fragen. Du weißt, was mein ist, ist auch dein. Und was ich immer aufschob, dir zu sagen, weil ich immer meinte, du wärest noch ein wenig zu jung dazu, um es zu verstehen, das will ich dir heute angesichts deiner Frage nicht vorenthalten, meine Absicht nämlich, dich rechtmäßig in die Lage zu setzen, mein Vermögen mit mir zu teilen.“

„Onkel Alfred,“ rief Ina mit nicht unterdrücktem Jubel und eilte auf ihn zu, legte ihm beide Hände auf die Schultern und sah ihm in die Augen, „oh, du bist wirklich der goldene Onkel, für den ich dich immer gehalten habe.“

Kornblum legte zärtlich den Arm um ihre Hüfte, sein Empfinden gewaltsam meisternd. Einen so raschen Erfolg hatte er sich nicht zugetraut, und indem seine Eitelkeit durch dies Bewußtsein wuchs, wollte er ihn auch restlos austofter, diesen Erfolg bei seiner jungen Nichte.

„Nicht mehr Onkel, sondern Alfred mußt du sagen, Inachen. Ja, sieh mich doch nicht so erstaunt an und sag mir erst einmal: hattest du mich schon immer so lieb, Herzchen, oder erst seit jetzt?“

Ina Mohr lachte hell auf: „Oh, wie du nur fragen kannst! Natürlich immer. Aber seit heute weiß ich, daß ich dir auch noch dankbar sein muß.“

„Dankbar?“ fragte Alfred Kornblum, dem Zweifel aufstiegen, ob ihm das junge Mädchen auch ganz verstanden hätte, etwas betreten. „Nein, Ina, eine schöne Frau braucht ihrem Manne gegenüber kein Dankgefühl...“

„Onkel Alfred!“ rief das junge Mädchen und löste sich entsetzt aus seinem Arm, stand ihm gegenüber in holder Scham und sagte tonlos: „Du wolltest mich heiraten?“

„Nun, was dachtest du denn?“ fragte Alfred Kornblum mit gezwungenem Lächeln, erstaunt über den plötzlichen Umschwung ihrer Gefühle.

„Was ich dachte?“ wiederholte Ina Mohr und griff mit den Händen ins Leere. „Was ich dachte...? O Gott, Onkel Alfred, das ist ja schrecklich.“ Die ganze Harmlosigkeit jugendlicher Reinheit lag in diesen Worten.

„Was denn?“ fragte Alfred Kornblum, trat zu ihr hin und reichte seine schwächliche Gestalt. „Was ist schrecklich? Was dachtest du denn?“

Ina Mohr stand verlegen da. Aber Kornblums Verhalten erheischte klare Antwort, das empfand sie zu stark. „Ich hatte gedacht,“ sagte sie leise, „du wolltest mich adoptieren oder mir ein Testament machen.“

Laut lachte der Spekulant auf. Es klang fast hart.

„Ina,“ sagte er, „hältst du mich für einen Narren? Bin ich ein Greis, der nicht mehr eine junge Frau begehren könnte? Und das nennst du schrecklich? — Schrecklich finde ich es, daß du an mein Testament denkst, Inachen. Wo du dir doch keine Sorgen zu machen brauchst, da du weißt, wie mir dein Wohlergehen am Herzen gelegen ist.“ Er machte einige Schritte, blieb dann in einiger Entfernung stehen und sagte freundlich. „Aber komm her, sei vernünftig, wir werden uns noch verständigen. Und darum muß ich mich dir erklären.“

Er nahm wieder an seinem Schreibtisch Platz und begann, während Ina mit ratlos-traurigem Blick stehenblieb, auseinanderzusetzen:

„Ich will nämlich in jedem Fall heiraten, kleine Ina, weil mein Haus und (er lächelte) sozusagen auch mein Herz eine — Repräsentantin brauchen. Denn ich meine, ich habe in meinem Leben genug gearbeitet und darf nun daran denken, auch die Früchte meiner Mühen zu genießen, nicht wahr? Du siehst wohl ein, daß ich in diesem Falle mein Vermögen zusammenhalten muß.“ Er machte eine kleine Pause und fuhr dann fort:

„Wie anders liegen aber die Dinge, wenn du selbst, liebste Ina, die Rolle der Herrin übernähmest.“ Er stand auf, wurde lebhafter, wurde zärtlich: „In deinem bisher so sorglosen Leben würde keine Aenderung eintreten, außer daß ich dir täglich die kleinen Hände küssen dürfte — wäre das denn so schrecklich, wie du sagst?“ Und damit ergriff er ihre Hand wirklich.

Aber Ina Mohr zog sie wie in hilfloser Angst aus denen des Onkels und wußte sich selbst nicht zu erklären, warum dessen Absicht ihr so entsetzlich vorkam. Sie schüttelte den Kopf und sagte traurig und leise:

„Das geht nicht, Onkel. Das kann ich nicht.“

Kornblum zuckte die schmalen Schultern.

„Du hast Zeit, Inachen. Überleg es dir.“ Und scherzend fügte er hinzu: „Du kannst dir den Onkel Alfred in den nächsten Tagen getrost einmal daraufhin ansehen, daß er dir zwar ein beneidenswert guter Ehemann, aber nie ein — Adoptivvater sein könnte.“ Und damit ergriff er nochmals ihre Rechte und führte sie an seine Lippen, ließ sie dann behutsam los, verbeugte sich noch einmal und verließ das junge Mädchen in einem Zustand vollkommener Hilflosigkeit.

„Was tue ich nur?“ murmelte sie leise und ging ebenfalls aus dem Arbeitszimmer Alfred Kornblums hinaus. „Ich bin ja durch die Tatsache, daß ich so arm bin, ganz aus dem Gleis gestoßen. — Aber vielleicht weiß Willy auch dafür Rat.“ Und mit fiebrighafter Ungeduld sah sie dem Abend entgegen.

Als es bereits zu dunkeln begann, machte sie sich zum Ausgehen fertig, sagte zu Fräulein Menz, der Hausdame des Onkels, daß sie eine erkrankte Freundin besuchen müsse, und eilte davon. (Fortsetzung folgt.)

Denkspruch

Ein Menschengestalt, wenn er versinkt ins Grab,
Wirft seine Strahlen, wie ein letzter Blick
Der Sonne, die im Glanze sinkt hinab,
Auf seine Zeitgenossen still zurück!
So oft Erinnerung auslebt seinem Namen,
Flammt es wie Wetterleuchten um ihn auf —
Sein Geist tritt wieder aus dem alten Rahmen;
Er lebt und wirkt im großen Zeitenlauf.

C h. B u n d s c h u.

Der Absagebrief

Skizze von Frida Schanz. (Nachdr. verboten)

Er bezog sich auf einen in aller Form und mit frommer Begeisterung ausgesprochenen Heiratsantrag; und die ihn als Ergebnis eines rasch zusammenberufenen Familienrats zu schreiben beurteilt war, zählte noch nicht ganz sechzehn Jahre.

Streitlos hatte sie sich dem einstimmigen Beschluß der am Frühstückstisch stattfindenden, aus ihrem Vater und den drei älteren Schwestern bestehenden Versammlung gefügt: dieser Antrag, das Ergebnis eines allerersten Balles, und der Gedanke an eine Verheiratung überhaupt, kam für ein Nefflein wie sie nicht in Betracht. So einleuchtend klar ihr dies war, so langweilig und lästig war ihr aber die Abfassung des in Verfolg dieser Familienitzung fällig gewordenen Schriftstückes.

Mit einem Riesenspaßer glücklicher Erleichterung hatte sie mit dem letzten Schulaufsatz, der, wie die meisten seiner Vorgänger, ein nodurdürftiges „Ziemlich“ errungen, alle „aufgegebenen“ Schreibeereien für ihre Lebenszeit abgetan geglaubt.

Nun noch einmal, wie ja zwölfmal in all den verfloßenen Jahren, federlauend und das Gehirn gergrübelnd vor einem weißen Blatt am tüntenbespitzten alten Aufgabenpult zu sitzen, — Welch ein verdrießlicher Nachklang ihres ersten, ganz unerwartet entzückenden Jugendfestes war das doch!

Die Schwestern, von denen die ihr an Jahren am nächsten stehende mäßig froh, die beiden älteren mehr oder weniger seufzend zu diesem Balle gegangen waren, hatten ihr allerdings aus den Ueberbleibseln eigener Ballgewänder ein Kleid genäht —! Rosaweiß, schaumig und düstig — die heutige Mode körperanliegender Knappheit und Glätte lag noch weit im dämmerigen Zeitenchoke —, ein Kleid, das zu ihrer eigenen Jugendfrische und ihrem weichen hellen Haar, wie jemand auf dem Balle so nett gesagt hatte, wie der Frühling zum Frühling paßte. Ohne auszufragen, war dieses reizende Frühlingsgewand und sie in ihm den ganzen Abend umhergeweht, von einem Tänzerarm in den anderen.

Welcher Arm unter den so verschiedenen und vielen es nur eigentlich sein mochte, der sich ihr nun zur führenden Gewalt fürs Leben in so ehrenvollen und eigentlich recht lieblichen Wendungen angeboten hatte?

Für Namen hatte sie nie ein besonderes Interesse und Gedächtnis gehabt.

Berhard Prittlich, Assessor am Amtsgericht in der nahe liegenden größeren Schwesterstadt am schönen Strom, nannte sich der Antragsteller. Flüchtig und zart, wie ein hüschender Sonnenschirm im Morgennebelgrau blitzte ihr eine Idee auf, „welcher“ es sein könnte. Ein so ganz besonders netter, lieber, großer war unter den vielen gewesen.

Bis zu dieser Stunde hatte sie ihn undankbarerweise trotz der sechs Tänze, die er mit ihr getanzt hatte, total vergessen.

Aber unter der bloßen Vorstellung, dieser könne es etwa sein, formten sich ihr nach vielem Besinnen, Ausstreichen und Neuansehen die Sätze von „großer Ehre“ und „freundlichem Dank“, mit denen sie laut verwandtschaftlicher Anleitung die Ablehnung einzuleiten hatte, doch recht fliehend. Ja, eine Art geistiger Erleuchtung kam über ihr noch gelassenes und frühlingstrübendes Gemüt. Vater und Schwestern hatten an dem Schreiben, als sie es ihnen, beglückt über seine Vollendung, vorlegte, einige entschieden überflüssige Redefloskeln von übertriebener Demut und Bescheidenheit zu tadeln. Im ganzen wurde es gutgeheißen, und Fräulein Sabine sollte es nun auf einem großen ersten Bogen, den Vater aus seinem wohlaußeräumten Bürgermeisterschreibtisch hervorholte, forrett und sauber abschreiben.

Abschreiben?!

An diese geistlähmende Möglichkeit hatte das schöne Sabinchen beim Einschwingen des kleinen frohen Schnörkels, mit dem sie ihre Niederschrift geschlossen, nicht entfernt gedacht. Auch noch sofort? Der Antragsteller hatte freilich gedroht, daß er, falls ihn bis morgen mittag seine Beurteilung nicht erteile, sich in eigener Person deren beglückendes Gegenteil abzuholen gedenke.

In richtig mauliger Stimmung wird die unwillkommene Aufgabe schließlich gelöst, — recht schlenderig und in einigen Absätzen, zwischen denen die Tanzmelodien von gestern als Sündenfriede durchs Zimmer wirbeln und Gedanken auflösen, die das ehrbare, ruhige Sabinchen noch nie gedacht hat, ganz zauberhaft zarte, fremde, neuartige Gedanken. —

Schwester Erika, die älteste und sozusagen matteste der sich nach unten zu steigenden Schwesterhöhenheiten, hat Vater versprochen, den Brief vor seiner Abschickung noch einmal sehr genau durchzulesen. Mit hoher Würde setzt sie sich dazu hin.

Fehlt dir das Glück

Was du auch unternehmen magst,
Und wie du dich auch immer plagst, —
Du kommst nicht vorwärts, kommst zurück,
Fehlt dir das Glück.

Ob du aus tieffter Seele liebst
Und alles gern zum Opfer gibst, —
Es tönt kein Echo dir zurück,
Fehlt dir das Glück.

Und ziehst du in die weite Welt
Und strebst nach Ruhm, nach Gut und Geld, —
Enttäuscht kehrt du nach Haus zurück,
Fehlt dir das Glück.

Vertrau nicht deiner Kraft allein,
Laß Gott dein Stab und Steden sein,
Er führt zum Frieden dich zurück,
Fehlt dir das Glück.

Paul Baehr, Deynhäusen.

E Sabine blickt ihr, voll rotwangiger Unruhe, dabei über die Schulter.

„Da steigt ein-, zwei-, dreimal ein ganz entrüsteter Ordnungs-
ruf: „Aber! — Sabine! — Sabine!“ —

Was ist denn passiert?

Passiert ist dem liebenswerten Sachsenkind, wie früher des öfteren in Schulzeiten, daß ein sogenannter weicher Buchstabe, ein d oder h, statt eines harten, eines t oder p, durch die Worte geschlüpft war.

Der Brief kann so nicht abgeschickt werden, Sabine muß ihn noch einmal abschreiben! Nach ungestümem Schmerzensausbruch und dringenden, aber leider ganz vergeblichen Vorschlägen, die Schmitzer durch Radiermesser und vorsichtige Korrektur ins Rechte bringen zu wollen, setzt sie sich, der ganzen Geschichte herzlich müde, ans Werk.

Mit den d's und den h's, den t's und den p's ist's jetzt im Reinen. Die große Schwester legt ihr den gewissenhaft geprüften Brief hin.

„So ist er gut! Du kannst ihn unterschreiben!“

In schönster Schulumädchenschrift wird das Namensautogramm hingesetzt mit Einzunahme der besonderen kleinen Schlusswendung, die Sabinchen an Briefen „älterer“ Damen, wie z. B. ihrer Schwester Erika, immer mächtig gefallen hat:

„Hochachtungsvoll — die Ihre — Sabine Reichel.“ —

„Die Ihre?“

Neber Sabinens Schulter weg ruft es entrüstet Fräulein Erika.

„Unter diesen Brief, in dem du doch erklärt hast, daß du eben nicht die Seine werden kannst, willst du die Ihre setzen?“

„Unmöglich, mit einem Wort! Der Brief muß ein drittes Mal abgeschrieben werden.“

Sabinchen hatte es an sich, daß sie in den bisher seltenen Verzweiflungsfällen ihres jungen Lebens Hunger bekam. In ihrem augenblicklichen Zustand von fassungslosem Gefühlslauf ruhr stellte sich dieser Zustand ein, und das praktische Kind ging, die quellenden Tränen gewaltsam verschlundend, erst rasch einmal daran, sich eine kleine körperliche Stärkung herbeizuschaffen. Das Frühstücksbrot für die Schwestern stand in der Küche bereit. Beim Schreiben rasch einmal hineinzubeißen, war doch eine kleine Art schwacher Erleichterung.

Wie es nun da geschah? — — —

Der Brief war zum Glück erst zu einem Drittel fertig, als es passierte.

Zog der Brief das Butterbrot an?

Das Butterbrot den Brief?

Jedenfalls hat sich das verzweifelte Kind in einem Temperamentsausbruch, wie ihn ihr kein Mensch je zugetraut hätte, vor die Schwestern hingestellt.

„Zum vierten Mal?“ — — —
 Das siele ihr einfach gar nicht ein. „Hundert-, tausendmal lieber will ich doch da den Menschen heiraten!“

Dazu ist es denn auch in Wirklichkeit gekommen. Trotz allem Zureden war Sabine zu keiner Aenderung ihrer Ansicht zu bringen. Der Freier ist am andern Tag insofodessen sieges-
 fertig ins Haus gekommen. Es war wirklich der, den die erste
 leise Ahnung eines späteren großen Liebesglückes dem Gedäch-
 nis Cabines noch etwas schemenhaft verschwommen gezeigt hatte.

Daß er wußte, was er tat, als er sich das so sehr junge
 frühlingsschöne Kind zur Braut auserkor, hat das Leben der
 beiden bewiesen.

Auf ihrer Hochzeit verlobte sich übrigens die nächstältere
 Schwester der Braut, und auf deren Verlobungsfeiertag die dritte,
 und so weiter, glücklich und hindernislos nach oben zu.

Wieviel Schönes wäre mit dem zum Glück nicht ans Ziel
 gelangten Absagebrief bereitet worden!

Moderne Hautpflege

(Nachdruck verboten.)

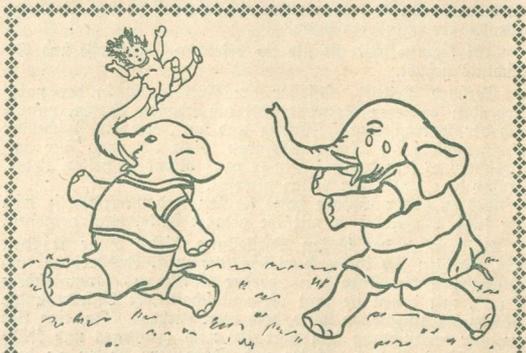
Man erzählt sich von der durch ihre Schönheit be-
 kannten französischen Hofdame Ninon de Lenelos
 eine bezeichnende Anekdote. Von Anbetern um-
 schwärmt, wurde sie eines Tages gefragt, welchem
 Mittel sie ihre unverwundliche Frische und Schön-
 heit der Haut verdanke. Als Antwort zeigte sie in ihrem Schlaf-
 zimmer einen Krug mit frischem Wasser und ein Stück ab-
 geriebene Seife. Im Kampf um die Schönheit hat die be-
 rühmte Französin des siebzehnten Jahrhunderts mit den ein-
 fachsten, natürlichsten Mitteln den Vorbertrauz errungen, den
 sie bis in ihr hohes Alter trug. Der erzielte Erfolg beweist,
 daß eine richtige Hautpflege nicht nur der Gesundheit dient,
 sondern auch der Schönheit, daß sie gleichzeitig dem Antlitz und
 dem ganzen Körper Frische erteilt und herbeiführt, was so
 viele Frauen suchen, einen guten, schönen Teint, d. h. die rosige,
 anmutige Farbe der Gesichtshaut. Schlechter Teint ist immer
 die Wirkung krankhaften, ungenügenden Hautlebens; guter
 Teint dagegen beweist, daß alle Lebensverrichtungen des
 Körpers kräftig vollstättet gehen. Die Haut ist dann straff und
 elastisch und zeigt eine blakrosarote Färbung; sie umspannt den
 Körper fest, vergeblich sucht man auf der Handrückenfläche
 Falten zu erheben. Bei krankhaften Lebensverrichtungen und
 schlechter Hautpflege erscheint die Haut des Gesichts und der
 Hände wellt und runzlig; sie ist so locker angeheftet, daß man
 sie in Falten erheben kann. Es erklärt sich dies einfach daraus,
 daß jeder die Haut treffende Reiz den Blutgehalt der Haut be-
 einflußt, indem entweder mehr Blut in die sich erweiternden
 Gefäße fließt, oder die Blutflüssigkeit aus ihnen verdrängt wird.

Wenn der Reiz der Kälte in Form der kalten Waschungen,
 die einen wichtigen Faktor der modernen Hautpflege bilden, auf
 unsere Haut einwirkt, so ziehen sich die elastischen Muskelfasern
 zusammen, die Blutgefäße werden durch den dabei entstehenden
 Druck vom Blute entleert, die Haut erscheint blaß, runzlig,
 mit kleinen Höckern versehen, welche ihr das Aussehen der
 „Gänsehaut“ verleihen. Sie sind die Wälge der Haarfäden,
 welche, von den elastischen Fasern emporgetrieben, die Höcker-
 form annehmen. Das Umgekehrte tritt ein, wenn durch den
 Reiz der Wärme die erschlafften Blutgefäße der Haut sich
 erweitern und das Blut reichlicher in die Haut einströmt; dann
 rötet sich nicht nur die Oberfläche der Haut, also auch des Ge-
 sichts, es tritt auch aus den Schweißdrüsen Feuchtigkeit heraus,
 und diese verdunstet. Bei den täglichen kalten Waschungen und
 Abreibungen mit Seife oder groben Handtüchern kommt der
 geschädigte Reiz der Kälte, später der Wärme zur Geltung.
 Außer dem kalten Wasser ist das grobe Handtuch das wichtigste
 kosmetische Mittel zur Erzielung eines guten Teints.

Auf dem Lande finden wir unter den Bauern jenen
 wunderbaren Teint wie Milch und Blut bei den jungen
 Mädchen, weil sie sich beim Waschen des Gesichtes grobe
 Handtücher bedienen. Bei einer streng regelmäßigen Lebens-
 weise in großen, gesunden Wohnräumen mit frischerer und
 reinerer Atemluft bildet das kalte Wasser das vollendetste aller
 Schönheitsmittel. Was Regen und Feuchtigkeit für die
 Pflanzenwelt sind, das bedeuten tägliche Waschungen mit kaltem
 Wasser für Gesundheit, Jugendfrische und Schönheit. Was
 wollen dagegen Salben, Puder und Schminken bedeuten, mit
 deren Anwendung junge Mädchen und Frauen den Anschein
 einer jugendlich schönen Haut zu erwecken suchen! Das weiße
 Schminken ist das unsinnigste, was man sich denken kann, weil
 man dadurch nie jenes entzückend schöne, rosig angehauchte Weiß
 einer gesunden Gesichtsfarbe, sondern höchstens nur eine
 unnatürliche Kreidefarbe erzielt. Kein Kunstmittel der

Kosmetik vermag auch nur entfernt das zu erreichen, was die
 Natur mit Luft und Wasser in der einfachsten Verwendung
 hervorruft.

Man unterstützt, um einen guten Teint zu erzielen, die
 Natur noch durch ein anderes, ebenso einfaches wie wirksames
 Mittel: durch Muskelübungen. Wenn das klassische Altertum
 in den Straßen Roms und Athens schönere und kräftigere Ge-
 stalten wandeln sah als die Gegenwart, so verdankte es diesen
 Vorzug nicht allein dem ununterbrochenen Aufenthalt in reiner
 Luft und dem täglichen Baden in Flußwasser, sondern auch der
 bekannten Gymnastik, jener methodischen Kunst der Leibes-
 übungen, welche, von den Lebenden im nackten Zustande aus-
 geführt, eine gesunde, kräftige, wohlgestaltete Bevölkerung
 heranbildeten. Als Lykurg aus seinen Spartanern ein kräftiges,
 zur Kriegführung geeignetes Volk machen wollte, legte er
 ihnen die Pflicht des täglichen Badens und der turnerischen
 Wettspiele auf; nicht Mann noch Weib war von dieser Ver-
 pflichtung befreit. Auch heute hat unsere moderne Hautpflege
 mit den physiologischen Wirkungen der Gymnastik zu rechnen.
 Jede anhaltende Körperbewegung erzeugt eine lebhaftere Her-
 ztätigkeit, einen stärkeren Verbrennungsprozeß, in weiterer
 Folge eine ausgiebigere Luftzufuhr; man ist zu tieferen Atem-
 zügen gezwungen, welche die Lunge ausdehnen, das Blut nach
 der Oberfläche der Haut treiben und hierdurch dem Gesicht ein
 frisches, rosiges Aussehen verleihen. Muskelkräftige Personen
 zeigen stets eine blühende Gesichtsfarbe, einen gesunden Teint,
 während mangelnde Gelegenheit zur Gymnastik aus ursprüng-
 lich kräftigen, blühenden Kindern schlaffe Junglinge mit
 matter, bläßer Gesichtsfarbe macht. Die große Häufigkeit der
 Blutarmut in den Städten und höheren Gesellschaftsklassen
 beweist, daß auf die körperliche Entwicklung des weiblichen Ge-
 schlechts nicht immer die nötige Sorgfalt verwendet wird, daß
 Mangel an Bewegung den regelmäßigen Blutumlauf hemmt,
 daß infolgedessen das Hauptorgan schlecht genährt ist. Alle
 Versuche, durch künstliche, kostspielige Mittel der Haut ein
 blühendes Aussehen zu verleihen, scheitern an der Wider-
 spenstigkeit des Organismus gegen alles Unnatürliche. Wie für
 die Darstellungen der Malerei und Bildhauerkunst, gilt auch für
 die Kosmetik der Wahlspruch: „Simplex sigillum veri.“
 „Das Einfache ist das Siegel der Wahrheit.“ I. H. A. R. v.



Der Puppenraub

Mit dem Rüssel, mit dem langen,
 Kann man herrlich Sachen fangen,
 Kann die lieben Schweestern quälen,
 Ihnen all ihr Spielzeug stehlen.
 Sitzen sie in guter Ruh,
 Langt man so von hinten zu!
 Schon hat man n das Puppenkind;
 Auf die Flucht geht's dann geschwind.
 Hinterdrein das Schwesterlein,
 Jammern hörst du sie und schrein,
 Jumbo, die muß schrecklich rennen —
 Wird sie Jumbo fangen können?
 Jumbo dreht sich keinmal um,
 Jumbo, weißt du, das ist dumm.
 Würde Jumbo sehen können
 Deine dicken Tränen rennen,
 Würd' sein böses Herze weich, —
 Gäh er dir dein Püppchen gleich!

M. M. Behrens.

Nebrer Anzeiger

Ämtliches Blatt des Magistrats, der Polizeiverwaltung und des Amtsgerichts der Stadt Nebra

Ergeht wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonnabend mit den illustrierten Beilagen „Das Leben im Bild“ und „Das Leben im Wort“
Bezugspreis für einen Monat: Bei der Geschäftsstelle und den Postanstalten 0,85 Mk.

Schriftleitung: Wilh. Bauer in Koblentz.
Druck, Verlag und Briefadresse: Sauerhies Buchdruckerei, Koblentz.
Geschäftsstelle in Nebra: Frau Kaufmann Weig, Markt 3/35.
Fernsprecher: Amt Koblentz Nr. 21. — Postfachkonto: Leipzig Nr. 22332

Anzeigen kosten: die 43 mm breite Millimeterzeile 5 Pf., die 99 mm breite Millimeterzeile im Restmetell 15 Pf. Anzeigenannahme an Budentagen bis 12 Uhr mittags.

Bankkonten:
Stadtsparkasse Nebra — Bankverein Atern.

Nr 46

Mittwoch, den 9. Juni 1926.

39. Jahrgang.

Die Herabsetzung des Zinsfußes.

Der Reichsbankpräsident hat heute vom 6% und der Lombardzinsfuß von 8 auf 7% herabgesetzt.

Ganz überflüssig hat die Reichsbank ihren Diskontsatz wieder um 1/2% herabgesetzt, nachdem eine solche Herabsetzung erst vor kurzem erfolgt ist; aber die Wichtigkeit für kurzfristige Kredite ist davon gar nicht zu sehen. Dieser Diskontsatz einfach Rechnung tragen zu können. Wieder hoffte man, daß dadurch auch die Gelddrücke auf dem Gebiete der langfristigen Kredite etwas erreicht wird, muß sich aber darüber klar sein, daß dann der Strom der Umschuldung sich erheblich beschleunigen wird, weil gerade die hohen deutschen Zinsfüße einen besonderen Anreiz für Gelddrücke darstellen. Der ausstehende Kredit wird gerade jetzt für längere Zeit eine ganz besondere Anziehung in Anspruch genommen: die Reichsbank hat sich nämlich entschlossen — offenbar war es der Zweck der neulichen Hebung des Reichsbankdiskontsatzes — die Umschuldung des Reichsbankkredits zu 100 Millionen Reichsmark für die Zeit vom 1. Juli 1926 bis zum 31. März 1927 zu befristet, ergibt aber einen Betrag in gleicher Höhe von der Reichsbank ausbezahlt, nämlich in Reichsbankobligationen. Das Reich will aber diese Obligationen nicht an den Markt bringen, weil man fürchtet, sie unter Wert zu verkaufen. Man hat den Daves-Plan für die Obligationen, also einen langfristigen Kredit, einen Zinsfuß von 7% festgesetzt, was aus dem deutschen Standpunkt aus gesehen eine Absurdität; denn heißt das Reich sich damals — wenn man überhaupt einen solchen Standpunkt erhebt — ein fremdes Land, dem Ausland, nämlich den Vereinigten Staaten, mit seinen riesigen anlagensuchenden Geldern ausgeben, heißt nicht. Aber schließlich haben wir doch kein Interesse daran, als Mittel von diesen Obligationen in die Hände des Auslandes zu gehen, vor allem, weil der Weltmarkt von 500 Millionen in den Umständen des Reichs sich selbst, ein Vertreter in den Verwaltungsrat der Reichsbank zu entsenden, dort den ausländischen Einfluß noch weiter zu fördern. Jetzt aber liegen die Dinge so, daß zwar der Zinsfuß langfristigen Kredit ein nicht mehr so hoher ist wie früher, dafür aber die Finanzwirtschaftliche Lage der Reichsbank keineswegs als gut bezeichnet werden kann. Das gefährdet den Kurs der Obligationen, die am freien Markt erscheinen, und so wird sich wohl das Reich noch sehr überlegen, ob es schließlich die in seinem Interesse befindlichen 20 Millionen der selbst wird. Die Lage ist so unangenehm, als bei einer weiteren Erleichterung des Geldmarktes für langfristige Kredite die Reichsbank aus dem Markt nicht an eine Konvertierung dieser Obligationen und über an dem gegenwärtigen Standpunkt bestehen. Die Umschuldung des Reichsbankkredits, also an eine allgemeine Zinsherabsetzung, geht unter finanzieller, wenn auch unter politischer, Bedenken, weil im Daves-Plan eine bezweckte Konvertierung nicht vorgesehen ist, der Entente-Verhandlungen bei der Reichsbank aus einem in dieser Richtung gehenden Versuch daher ohne weiteres verweigert kann.

Der Verkauf der Reichsbankobligationen an das Ausland hat aber die Folge, es noch mehr als bisher an der Aufrechterhaltung des Daves-Planes bis auf den letzten Buchstaben zu interessieren. Die Dinge liegen doch so, daß der deutsche Export in die Fremde sich sehr wohl der Zahlungsverpflichtungen des Daves-Planes wie die Zins- und Amortisationsleistungen für den uns gewährten Privat Kredit bedenken muß, soll nicht ein Rückgang auf deutsches Vermögen erfolgen. Die Erreichung dieses Zieles hängt aber ab von der Annehmlichkeit des Auslandes, die wir auch angesichts der neuen amerikanischen Zinsfußes, die aber fast recht gering fallen. Die Verhinderung eines solchen Exportüberschusses bedroht aber wieder die deutsche Zahlungsmöglichkeit für die Daves-Verpflichtungen und für die Privatverträge, so daß damit Gefahren beizufahren können nicht bloß für jene ausländischen Privatverträge, deren Abwicklung hinter die vorgeschriebene Betrag der Daves-Zahlungen zurücktritt. Die Risiken müssen deutscher öffentlicher Schuldverpflichtungen im Ausland — Dollaranleihe 1924, Reichsbankanleihe und -obligationen, deutsche Industrieobligationen — verjären dann den Druck, der dem Daves-Plan auf die deutsche Wirtschaft ausgeübt wird.

Der Gesetzentwurf über Fürfremdeneignung

Nach dem Ministerialentwurf
Nach der schon im Januar d. J. gefassten Verfassungskommission des Reichstages der sozialistischen und kommunistischen Seite eingetragenen Gesetzentwurf zur Fürfremdeneignung, welchen Vorschläge seitdem so oft besprochen und wiederholt wurden, scheint in manchen Teilen der Mäherlichkeit der Wortlaut des Entwurfes nicht mehr genügend in Erinnerung zu sein. Es wird wichtig, die Gesetzentwürfe, zu denen man Stellung nehmen soll, genau zu kennen. Hierüber ist nun sehr bald nachfolgend:

Wortlaut des Entwurfes.

Das deutsche Volk hat auf Volksgewehr im Volkstentfcheid das folgende Gesetz beschlossen, das hiermit verkündet wird. Auf Grund des Artikels 133 der Reichsverfassung wird bestimmt:

Artikel 1. Das gesamte Vermögen der Fürsten, die bis zur Staatsumwälzung im Jahre 1918 in einem der deutschen Länder regiert haben, sowie das gesamte Vermögen der Fürstlichen Familien und Familienangehörigen werden dem deutschen Volksgewehr ohne Entschädigung zugekauft.

Das gesamte Vermögen wird Eigentum des Bundes, in dem das betreffende Fürstentum bis zu seiner Auflösung oder Abkündigung regiert hat.

Artikel 2. Das entgeltliche Vermögen wird verwendet zu Gunsten der Erziehung von Gesessenen und Berufungsbeamten für Kriegsverwundete, Kriegshinterbliebene, Sozial- und Kleinrentner, d) der bedürftigen Epler der Sanität, e) der Landarbeiter, Kleinrentner und Kleinrentner durch Erstattung von Siedlungsanleihen auf dem entgeltlichen Landbesitz.

Die Häuser, Wohnhäuser und sonstigen Gebäude werden für allgemeine Wohnzwecke, Kultur- und Erziehungszwecke, insbesondere zur Erziehung von Gesessenen und Berufungsbeamten für Kriegsverwundete, Kriegshinterbliebene, Sozial- und Kleinrentner sowie von Kinderheimen und Erziehungsanstalten verwendet.

Artikel 3. Alle Verfügungen — einschließlich der hypothekarischen Verfügungen und Einräumungen — die mit Bezug auf die nach diesem Gesetz entgeltliche Vermögen oder ihre Befugnisse nach dem 1. November 1918 durch Urteil, Vertrag, Vertrag oder auf sonstige Weise getroffen wurden, sind nichtig.

Artikel 4. Die Verfügungsbestimmungen zu diesem Gesetz werden durch ein Reichsgesetz festgelegt, das innerhalb drei Monaten nach amtlicher Verkündung des Abkommens zu erlassen ist. Dieses Reichsgesetz hat insbesondere die näheren Bestimmungen zur Ausführung des Artikels 2 dieses Gesetzes über die Verwendung der entgeltlichen Vermögen der Fürsten zu treffen.

Ein Schreiben des Reichspräsidenten

In einer Sondernummer der politischen Wochenzeitschrift „Deutsches Volk“ erscheint Artikel des Reichspräsidenten Dr. v. Ebert, der sich gegen einen am Sonntag erschienenen Artikel des sozialdemokratischen „Vorwärts“ wendet. Der „Vorwärts“ machte darin Behauptungen über eine Meinungsäußerung Hindenburgs über die Volkstentfcheid zur Fürfremdeneignung. Im Rahmen seiner Antwort veröffentlicht nun Reichspräsident v. Ebert den in Rede stehenden Brief des Reichspräsidenten, über dessen Abdruck er, wie er sagt, verfügen kann. Der Brief hat folgenden Wortlaut:

„Der Reichspräsident.“ Berlin, 22. Mai 1926.
„Sehr geehrte Excellenz! Von Ihrem Schreiben vom 19. Mai habe ich mit lebhaftem Interesse Kenntnis genommen. Ihre Anregung, zu dem Volksgewehr auf Entgeltung der Fürfremdeneignung in einer öffentlichen Kundgebung Stellung zu nehmen, vermag ich aber aus inneren Gründen, ich aus der verfassungsmäßigen Stellung des Reichspräsidenten des Deutschen Reiches, die Kundgebung nicht zu entsprechen. Auch von einem Ersuchen an die Reichsregierung möchte ich absehen. Die Reichsregierung hat bereits in einer Kundgebung am 24. April d. J. vor dem deutschen Volk klar und deutlich erklärt, daß die entgeltliche Fürfremdeneignung der Grundbesitzer, die in einem Reichstaate die Grundbesitzer für jeden Volksgewehr zu bilden haben, widerspricht. Sie hat von diesem Standpunkt des Reichs sowohl in der erwähnten amtlichen Kundgebung als auch durch den Reichspräsidenten des Innern in der Reichstagsitzung vom 28. April d. J. ausgesprochen, daß sie das Volksgewehr auf entgeltlichste Entgeltung der Fürfremdeneignung auf das entschiedenste ablehne.“

Die unter dem Reichstagspräsidenten Dr. Meißner am 17. Mai 1926 neugebildete Reichsregierung hat sich in ihrer Erklärung vom 19. Mai diesen Standpunkt ausdrücklich zu eigen gemacht. Ich kann daher annehmen, daß die Regierung, ohne daß es eines besonderen Schrittes meinerseits bedarf, Ihre Auffassung über die rechtliche Tragweite und Gefahr des Volksgewehrs teilt. Was die von Ihnen berührte, im weiteren Verlauf der Dinge von mir persönlich zu treffende Entscheidung anlangt, so muß ich mir (wie es die Verfassung vorschreibt), meine Entscheidung vorbehalten.“

bis das Ergebnis des Volkstentfcheides und das sich hierauf ergebende Ausführungsgesetz vorliegt und die Frage der Vollziehung dieser Gesetze am mich herantritt. Ich will es aber doch nicht unterlassen, Ihnen meine persönliche Auffassung dahin mitzuteilen, daß ich die von Ihnen geäußerten Besorgnisse im vollen Umfange teile und die gleichen Bedenken wie Sie auch schon von Anfang dieser Entwicklung der Dinge an der Reichsregierung gegenüber zum Ausdruck gebracht habe. Daß ich, der ich mein Leben in die Erfüllung der Aufgabe von Preußen und des Deutschen Reichs verbracht habe, dieses Volksgewehr zunächst als ein großes Unrecht, dann aber auch als einen bedauerlichen Mangel an Traditionsgewohnheit und als großen Unfortschritt, brauche ich Ihnen nicht näher auszuführen. Ich will mich aber bei Ihnen, den Entscheidungsträgern hier nicht als eine passive, sondern schließlich als eine moralische und rechtliche Anwesenheit zu betragen. Ich sehe in ihm den unter diesem Gesichtspunkt an sich bedauerlichen Vorstoß gegen

das Gefüge des Reichstaates, dessen festes Fundament die Achtung vor dem Gesetz und dem rechtlich anerkannten Eigentum ist. Er verstoßt gegen die Grundlagen der Moral und des Rechts. Würde dieses Volksgewehrs Annahme finden, so würde einer der Grundpfeiler, auf dem der Reichstaat ruht, beseitigt und ein Weg eröffnet, der auf abschüssiger Bahn hinfort herab führt; wenn es der Zufälligkeit einer niedrigen noch gar nicht abschließend erzeugten Volkstimmung gefolgt sein soll, verfassungsmäßig gewähltes Eigentum zu enteignen oder zu verneinen. Es könnte aus dem jetzt vorliegenden Entschluß die Methode entstehen, durch Aufhebung der Zustände der Massen und Ausnutzung der Not des Volkes mit solcher Volkstimmungen auf dem Wege der Entgeltung weiterzugehen und damit dem deutschen Volk die Grundlagen eines kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens zu enteignen. Ich sehe hierin

eine große Gefahr.

Die gerade in unserer Lage, in der die Zusammenfassung aller wirtschaftlichen und sozialen Kräfte für unsere Zukunft besorgnis erregend ist, unsere staatliche Grundlage bedroht, in einem Zeitpunkt, wo wir eben die ersten Schritte auf dem Wege zu neuer wirtschaftlicher Geltung gehen haben, und unsere Stellung in der Welt schief ist, ist ein Übermaß, das trotz der festen, vielfach wenig schätzbaren Traditionen für das Volksgewehr das ruhige Urteil und der gesunde Sinn unserer Väter diese moralische und rechtliche Seite der Frage nicht verkennen und die unabweisbare Gefahr, die allen Schichten des Volkes hier droht, nicht übersehen wird. Ich hoffe daher ganz entschieden, daß unsere Mitbürger in der Entscheidung von 20. Juni diesen Erwägungen Rechnung tragen und den Schritten abzuwenden werden, der sonst den ersten Grundstößen des Staates, dem Recht und der Gerechtigkeit, erschüttern würde.

Mit freundlichen Grüßen bin ich Ihre sehr ergebene
von Hindenburg.

Der neue Oberreichsanwalt Dr. Werner,



Geborenen freitagen aus seinem



× Zionsgesellschaft in Frankreich. Zur Abhebung des bawend fallenden Franken plant die französische Regierung die Einführung einer Art Zionsgesellschaft. Die ersten Dingen soll die Einführung von Höhe, Jüder und Recht befristet werden.

Ansatz in und Ausland.
Diesen. Generellentwurf des 14. Juni 1926 im Wortlaut der 4. Division und Reichsbank im Zentrum erkannt worden. Der historische Reichsbank. Generalent-